

Anzeiger für Zobten am Berge

und Umgegend

Erscheint wöchentlich dreimal:
Montag, Mittwoch und Freitag

Bezugspreis einchl. Abtrag je Monat 1,10 Reichsmark, durch die Post bezogen monatlich 1,10 Reichsmark, zuzügl. Zustellgebühr. — Bestellungen werden in der Geschäftsstelle und bei den Postanstalten jederzeit entgegengenommen.

Geschäftsstelle: Strehlener Straße 9.

Veröffentlichungsblatt für die städt. Behörden, das Amtsgericht u. die örtl. Vereine.

Anzeigen werden bis spätestens Montag, Mittwoch u. Freitag vorm. 9 Uhr erbeten, größere 1 Tag vorher. Im Falle von höherer Gewalt und bei Betriebs- oder Verkehrsstörungen hat der Bezieger keinen Anspruch auf Vierung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises. — Einzelnummer 10 Pfsg.

Anzeigenpreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 5 Pfsg. Text-Anzeigen 15 Pfsg. die Millimeterhöhe. Nachschuß ufw. nach Preiskarte. Z. 31. in Preiskarte Nr. 5 gültig. Hauptgeschäftsführer und verantwortlich für den Text- und Anzeigentel: Arthur Stollhoff, Zobten. Druck und Verlag: Buchdrucker Arthur Stollhoff, Zobten, Strehlener Straße 9. Anzeigen finden beste und weiteste Verbreitung.

Nr. 26 | Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht rechtzeitig derselbe gekündigt wird. | **Mittwoch, den 28. Februar 1940** | Für undeutlich geschriebene oder durch Fernsprecher übermittelte Anzeigen wird eine Gewähr nicht übernommen. | **56. Jahrg**

U-Boot von Kapitänleutnant Schulke versenkte 114510 Brt.

dnb. Berlin, 26. Februar.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Westen geringes örtliches Artilleriefener sowie beiderseitige Aufklärungsstätigkeit in der Luft.

Eigene Luftüberwachung an der Westfront und über der Deutschen Bucht blieb ohne Feindberührung. Ein französisches Flugzeug vom Typus Potez 63 wurde in der Eifel durch Flakartillerie abgeschossen.

Ein U-Boot unter Führung des Kapitänleutnants Herbert Schulke hat, von Fernfahrt zurückgekehrt, die Versenkung von 34 130 Bruttoregistertonnen gemeldet. Damit hat dieses U-Boot insgesamt 16 Schiffe mit 114 510 Bruttoregistertonnen versenkt.

DD. Die britischen Kriegsverbrecher befinden sich, wie wir schon wiederholt feststellen konnten, mit ihren prahlerischen Prophezeiungen über den Verlauf des Seekrieges in einer wenig berechneten Lage. Wenn es nach ihren Großsprechereien gegangen wäre, lägen die deutschen U-Boote samt und sonders bereits auf dem Meeresgrunde, und die englische Schifffahrt ginge ungestört vor sich. Hätten die Briten kürzlich selbst zugeben müssen,

daß die Schiffsversenkungen in einer der letzten Wochen einen vorher nie erreichten Umfang angenommen hatten, so werden sie auch durch die Mitteilung des deutschen Wehrmachtsberichts von der Heimkehr des erfolgreichen U-Boot-Kommandanten Herbert Schulke erneut darüber belehrt, daß die deutschen U-Boote nach wie vor auf dem Posten sind und den Feind zu treffen wissen. Ein einziges deutsches Unterseeboot hat nunmehr 114 510 BRT. Schiffsraum vernichtet und damit in die lebenswichtigen Zufuhren nach Großbritannien eine empfindliche Lücke gerissen. Auf diese Zufuhren aber ist England, das im Gegensatz zum

Reich über nennenswerte nationale Vorräte nicht verfügt, auf Geduld und Verderb angewiesen. Die teuflische Waffe der Blockade beginnt immer wirkungsvoller ihren eigenen Herrn zu schlagen. Das Deutschland Adolf Hitlers läßt sich nicht von diesen Geldsackpolitikern kaltblütig abmurksen, sondern es weiß sich zu wehren, und diese Abwehr wird den Profitjägern an der Themse Tag für Tag spürbarer. Das ganze deutsche Volk blüht mit Dankbarkeit und Stolz auf seine Seehelden, die, wie Kapitänleutnant Herbert Schulke, in immer neuen kühnen Fahrten gegen die Zufahrtswege des „meerbeherrschenden“ England vorstoßen.

Gemeinschaftshilfe der Wirtschaft.

Gewährung von Beihilfen für stillgelegte Betriebe.

dnb. Bei der Durchführung kriegswirtschaftlicher Maßnahmen wird sich auf gewissen Wirtschaftsgebieten für einzelne Unternehmungen die Notwendigkeit ergeben, ihre Betriebe still zu legen. Um die volkswirtschaftlichen Werte der zum Stillstand kommenden Unternehmungen der Gesamtwirtschaft zu erhalten, und um ihre Arbeitsplätze für künftige Zeiten zu sichern, hat der Ministerrat

für die Reichsernteidigung die Verordnung über Gemeinschaftshilfe der Wirtschaft vom 19. Februar 1940 (Reichsgebl. I Nr. 33 vom 23. 2. 1940) erlassen. Die Verordnung sieht vor, daß den stillliegenden Unternehmungen in gerechtfertigten Fällen Beihilfen zur Erhaltung ihrer Betriebe gewährt werden können. Die Aufbringung und Verteilung der hierzu erforderlichen Mittel wird durch die Verordnung der Wirtschaft als Gemeinschaftsaufgabe übertragen.

Voraussetzung für die Gewährung von Beihilfen ist nach den Bestimmungen der Verordnung das durch kriegswirtschaftliche Maßnahmen ausgelagerte Stillliegen der antragstellenden Unternehmung. Als derartige kriegswirtschaftliche Maßnahmen kommen z. B. Nichtzuteilung von Rohstoffen, Nichtbelieferung mit Energie oder Entziehung von Arbeitskräften in Betracht. Zuständig für die Gewährung der Beihilfen sind die Gliederungen der Organisation der gewerblichen Wirtschaft und des Verkehrs sowie für gewerbliche Betriebe, die der Reichskulturkammer angehören, die Einzelkammern in der Reichskulturkammer und für den Bereich der Be- und Verarbeiter und Verteiler landwirtschaftlicher Erzeugnisse im Sinne der Reichsnährstandsgesetzgebung, der Reichsnährstand bezu. die auf Grund des Reichsnährstandsgesetzes gebildeten Hauptvereinigungen.

Ein Reichsanspruch auf Gewährung von Beihilfen besteht nach der Verordnung nicht. Die Beihilfen sind zur Erhaltung der stillliegenden Unternehmungen bestimmt. Das Ausmaß der Beihilfen im Einzelfall bestimmt sich nach Richtlinien, die von den die Beihilfen gewährenden Organisationen erlassen werden. Die einheitliche Ausrichtung des Verfahrens ist dadurch gewährleistet, daß die Richtlinien dem jeweils zuständigen Fachminister zur Genehmigung vorzulegen sind.

Die Mittel zur Gewährung der Beihilfen werden nach den Vorschriften der Verordnung von den Organisationen der Wirtschaft, und zwar auch von den Gruppen, in deren Bereich Stilllegungen nicht in Betracht kommen, wie z. B. auf dem Gebiete des Bank- und Versicherungswesens, im Umlagewege aufgebracht. Die von den durch Beihilfegattungen nicht belasteten Gruppen aufbrachten Mittel werden denjenigen Gruppen im Wege des Ausgleichs zur Verfügung gestellt, deren Aufkommen zur Bestreitung der von ihnen zu gewährenden Beihilfen nicht ausreicht. Für das Handwerk, die gewerblichen Betriebe der Reichskulturkammer und für die Be- und Verarbeiter und Verteiler landwirtschaftlicher Erzeugnisse sind in der Verordnung aus Zweckmäßigkeits- und Organisationsgründen Sonderbestimmungen vorgesehen, nach denen diese Gruppen den Ausgleich nur in sich durchführen. Die Verordnung betrifft nicht die Land- und Forstwirtschaft. Desgleichen findet sie keine Anwendung auf Betriebe, die auf Grund von Räumungsmaßnahmen oder wegen unmittelbarer Kriegseinwirkungen stillgelegt werden müssen. Für diese Betriebe wird das Reich die notwendigen Hilfsmaßnahmen treffen. Ferner findet die Verordnung keine Anwendung auf den Fremdenverkehr und auf die Seeschifffahrt, da mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse dieser Wirtschaftszweige insoweit andere Maßnahmen getroffen werden müssen.



Kapitänleutnant Herbert Schulke.
(Scherl-Waagenbor-M.)

Churchill muß es endlich zugeben.

Die schweren Beschädigungen der Schlachtschiffe „Barham“ und „Nelson“.

dnb. Am 29. Dezember 1939 wurde deutscherseits die Torpedierung eines britischen Schlachtschiffes der Queen-Elizabeth-Klasse westlich Schottland durch ein deutsches U-Boot bekanntgegeben. Von der britischen Admiralität wurde die schwere Beschädigung des Schlachtschiffes bisher verschwiegen. Erst am 27. Februar hat Churchill sich dazu bequemt, vor dem Unterhaus einzugehen, daß das Schlachtschiff „Barham“ torpediert worden sei.

Die „Barham“ gehört zu den Schiffen der Queen-Elizabeth-Klasse, die in den Jahren 1913 bis 1915 erbaut wurden. Das Schlachtschiff ist 31 100 Tonnen groß, hat eine Friedensbesatzung von 1180 Mann, eine Geschwindigkeit von 25 Seemeilen und ist u. a. mit acht 38,1-Zentimeter-, zwölf 15,2-Zentimeter-Geschützen und acht 10,2-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet. Die „Barham“ hat sich bis heute noch nicht von dem Treffer des deutschen U-Bootes erholt.

Churchill hat sich weiter dazu entschließen müssen, die schweren Beschädigungen des Schlachtschiffes „Nelson“, des Flaggschiffes der britischen Heimaflotte, zuzugeben, das, wie bereits von der deutschen Presse gemeldet im vergangenen Dezember einen Minentreffer erhielt.

Die „Nelson“ hat eine Wasserverdrängung von 33 950 Tonnen und ist mit seinen neun 40,6-Zentimeter- und zwölf 15,2-Zentimeter-Geschützen sowie seiner besonders schweren Flakarmierung zur Zeit das stärkste und modernste britische Schlachtschiff.

Die Pille wird verzuckert.

dnb. Um die bittere Pille der schweren Beschädigung zweier Schlachtschiffe etwas zu verzuckern, gab Minister Churchill dann dem Unterhaus einen seiner üblichen Erfolgsberichte, indem er die mehr als gewagte und natürlich von ihm nicht zu beweisende Behauptung aufstellte, daß die Deutschen seit Ende 1939 etwa die Hälfte ihrer U-Boote verloren hätten. Er „zweifelte“, daß auch nur 10 deutsche U-Boote in dieser Zeit neu in Aktion getreten seien. Darüber hinaus, sei in den letzten beiden Tagen ein U-Boot „sicher“ gesunken und zwei „sehr wahrscheinlich“. Auch über die englischen „Blockadeverfehlungen“ mußte der edle Lord natürlich etwas sagen. Er tat das mit der reichlich durchsichtigen Entschuldigung, daß die britischen Patrouillen ein Gebiet von 1000 Meilen zwischen Schottland und Grönland zu bewachen hätten. In Anbetracht dieser langen Patrouillenstrecke sei es nicht verwunderlich, daß es „einigen“ deutschen Schiffen gelungen sei, diese „Blockade“ zu durchbrechen. Eine völlige Schließung der Blockade

müsse auch im Interesse der Neutralen (!) vermieden werden.

Dieser Köder für die Neutralen dürfte allerdings um so schwerer zu schlucken sein, als der Lord sich unmittelbar nach dieser Äußerung im Zusammenhang mit dem Piratenstück der „Coffal“ im norwegischen Hoheitsbereich ausrief: Nach der augenblicklichen Doktrin der neutralen Staaten soll Deutschland anscheinend eine Reihe von Vorteilen gewinnen, indem es alle Regeln bricht und die gemeinsten Verbrechen gegen die Neutralen begeht (!), um dann weitere Vorteile daraus zu ziehen, daß es, wann immer es ihm paßt, auf die strikte Interpretierung des internationalen Rechtes besteht, das es selbst in Stücke gerissen hat. (!)

Der letzte Satz Churchills verdient die größte Beachtung in den neutralen Staaten. Die lächerlichen Vorwürfe gegen Deutschlands Seekriegsführung, die ja nur auf die unersämblichen britischen Rechtsverletzungen reagiert, soll lediglich eine — wenn auch mißglückte — Begründung dafür abgeben, daß sich England im „Coffal“-Fall um die rechtliche Erörterung dieses klaren Neutralitätsbruches drückt. Darüber hinaus scheint W. C. mit dieser Erklärung sagen zu wollen, daß sich England überhaupt nicht mehr an das internationale Recht halten wird.

Englischer 6000-Tonner explodiert.

dnb. Neuter zufolge ist der englische Dampfer „Elan Morrison“ (5936 BRT.) in der Nordsee auf eine Mine gelaufen. Das Schiff trieb noch, als die Besatzung in die Boote ging. Ein Mitglied der Besatzung wurde getötet, 15 wurden verletzt. Nach Meldungen aus Kopenhagen gilt der dänische Dampfer „Marthans“ (4895 BRT.) als vermisst.

Stabschef der italienischen Jugend in Berlin.

dnb. Als Gäste der Reichsjugendführer trafen am Dienstag die italienischen Jugendführer und Jugendführerinnen, an ihrer Spitze der Stabschef der G. I. L. (Gioventu Italiana del Littorio), Oberst Bodini, ein, die an den Winterkampfspiele der HJ. in Garmisch teilgenommen hatten.

Der slowakische Propagandachef besucht Deutschland.

dnb. Der Oberkommandant der Hlinka-Ordnung und Propagandachef Alexander Mach wird sich auf Einladung der Reichsregierung am Mittwoch, 28. Februar, nach Deutschland begeben. Alexander Mach wird von Mitgliedern seines Stabes begleitet werden.

Keine besonderen Ereignisse.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Keine besonderen Ereignisse.

Deutsche Flieger über Paris.

dnb. In einer Übersicht über die Fliegertätigkeit im Westen sagt Neuter, deutsche Aufklärer hätten am Dienstag frühmorgens die französische Grenze in größeren Gruppen überflogen. Sie hätten sich dann in kleinere Gruppen geteilt und seien nach verschiedenen Richtungen weitergefliegen. Fast überall im Nordosten Frankreichs und in der Gegend von Paris habe man Fliegeralarm geben müssen. Wie hohe militärische Stellen erklärten, fährt Neuter fort, werde Fliegeralarm nur dann gegeben, wenn große Verbände nahten. Deshalb habe man keinen Alarm gegeben, als sich am Montagabend zwei feindliche Flugzeuge Paris näherten; nur die Flakabwehr sei in Tätigkeit getreten. Am Dienstagfrüh sei in Paris Fliegeralarm gegeben worden, als eine Gruppe von Flugzeugen die Alarmlinie für Paris überflog.

Finnland von England im Stich gelassen.

dnb. „Washington Evening Star“ beschäftigt sich mit dem Hilfeversprechen der Westmächte für Finnland. Das Blatt meint, Finnlands Schicksal sei traurig, es hätte sich selbst retten können, indem es den Russen die geforderten Zugeständnisse gemacht hätte. England aber habe es zum Widerstand ermuntert mit dem festen Versprechen, Rußland entgegenzutreten.

Wie der Heeresbericht des Militärbezirks Leningrad vom 26. 2. mitteilt, fehlten die sowjetrussischen Truppen die Vernichtung finnischer Befestigungswerke auf der Karelschen Landenge fort. Finnische Gegenangriffe seien mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden. Weiter teilt der Heeresbericht mit, daß russische Truppen auf der Insel Kolviito (Björkö) insgesamt 26 finnische Festungsanlagen, darunter 15 betonerte Artilleriestellungen, zwei Festungsbunker, sowie zahlreiche Waffen und Lebensmitteldépôts, erbeutet hätten. An den anderen Frontabschnitten sei der Tag verhältnismäßig ruhig verlaufen.

Die sowjetische Luftwaffe habe militärische Ziele der Finnen angegriffen und bombardiert. 19 finnische Flugzeuge — so teilt der Leningrader Heeresbericht mit — seien bei Luftkämpfen abgeschossen worden. Der finnische Heeresbericht vom 26. Februar bestätigt, daß die finnischen Truppen auf der Karelschen Landenge die Insel Kolviito aufgegeben haben.

Die Kriegstreiber wählen auch in Tanger.

dnb. Agentur Stefani meldet aus Tanger, daß sich — der Zeitung „Le Front Latin“ zufolge — jetzt der Generalsekretär des französischen „Comité pour l'Afrique du Nord“ auf den Standpunkt gestellt habe, das Statut, das Tanger zur internationalen Zone bestimmt, müsse geändert werden, denn Frankreich könne ein Stück Marokko, das einem von Frankreich geschickten Sultan gehörte, nicht als „internationales Gebiet“ bezeichnen. Auch die spanische Zeitung „Epoca“ hebt in diesem Zusammenhang hervor, daß in letzter Zeit „gewisse Elemente“ in Tanger eine eindeutige antipanische Tätigkeit entfaltet.



Ihren Bruch

vom Arzt festgestellt, empfinden Sie lästig? Warum tragen Sie dann noch nicht mein tausendfach bewährtes R-form-Kugelform-Bruchband, durch welches, wie viele Leidende berichten, ihr Bruch verschwunden ist. Wie ein Muskel schließt die weiche, flache Pelotte bequem von unten nach oben. Kein Nachgeben bei Bücken, Strecken, Husten und Heben, ohne lästige Feder und Schenkelriemen, ohne nachlassenden Gummi, ohne harren Eisenbügel. Kein Scheuern, da freitragend. Neuester preiswert. Nur Maschinenfertigung. Neuestes Patent Nr. 688 304. Überzeugen Sie sich von den vielen einzigartigen Vorteilen, sowie beständigen Anerkennungen unverbundlich in Zobten, Hotel „Blauer Hirsch“, Freitag, den 1. März, v. 8 bis 11 Uhr von: Paul Fleischer, Spezialbandagen, Freisbach (Pfalz).

BRIEFMARKENREIHE

Deutsche Burgen und Bauten



Kriegs-W 111

Werte von 3, 4, 5, 6, 8, 12, 15, 25, 40 Rpf

Die Zeitungs-Anzeige

ist die Visitenkarte des Geschäftsmann in der großen Öffentlichkeit.

BRIGITTE HORNEY
OLGA TSCHECOWA

BEFREIT HÄNDE

nach dem Roman von
Dr. Erich Ebermayer
mit

Ewald Balser, Carl Raddatz, Paul Dahlke,
Erika Helmke, Hedwig Wangel, E. v. Winterstein,
Franz Weber, Hanschen Pfaff, Luise Hohorst, Vera Hartegg.

Sonabend 20¹/₂ Uhr, Sonntag 16¹/₂ und 20¹/₂ Uhr.
Schauburg Zobten.

Jugendliche verboten!

Ämtliche Bekanntmachungen.

Ausweispflicht

Abt. d. R. u. d. Pol. im R. u. d. v. 30. 1. 1940
— D — Rdo D (1) 1 Nr. 319/39.

(1) Nach § 2 der VO. über den Paß- und Sichtvermerkswang sowie über den Ausweiswangs v. 10. 9. 1939 (RGBl. I S. 1789) haben sich im Reichsgebiet auf amtliches Erfordern über 15 Jahre alte deutsche Staatsangehörige und Angehörige des Protektorats Böhmen und Mähren jederzeit durch einen amtlichen Lichtbildausweis über ihre Person auszuweisen. Nichtreichsangehörige Personen sind verpflichtet, sich beim Aufenthalt im Reichsgebiet jederzeit durch einen Paß über ihre Person auszuweisen.

(2) Als „amtlich“ sind nur solche mit dem Lichtbild des Inhabers verleihe Personalausweise anzusehen, die von einer Behörde oder einer Parteidienststelle im Rahmen ihrer Zuständigkeit ausgestellt oder zwar von einer nichtamtlichen oder parteiamtlichen, aber unter verantwortlicher, aus dem Ausweis erkennbarer Mitwirkung einer zuständigen Behörde oder Parteidienststelle ausgegeben sind. Zu der ersten Gruppe gehören neben dem Paß und der Kennkarte z. B. Dienstausweise, das Mitgliedsbuch der NSDAP, Führerscheine für Kraftwagenführer.

(3) In Durchführung der oben angegebenen VO. sind nunmehr insbesondere während der Dunkelheit Streifen der Ordnungspol. einzulegen, die die Befolgung der Ausweispflicht kontrollieren.

(4) Da die Ausstattung der Gesamtbevölkerung mit amtlichen Lichtbildausweisen vornehmlich mit Kennkarten noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird, sind während einer Uebergangszeit, nicht über den 1. 4. 1940 hinaus, solche deutsche Staatsangehörigen

und Angehörigen des Protektorats Böhmen und Mähren, die sich in anderer Weise über ihre Person einwandfrei ausweisen können, nicht zu beanstanden.

An alle Pol.-Behörden.

RM. u. d. S. 218.

Veröffentlicht. Dem Antrage auf Ausstellung einer Kennkarte sind folgende Unterlagen beizufügen:

1. Geburtsurkunde, bei Ehefrauen auch die Heiratsurkunde,
2. 4 Lichtbilder in der Größe von 52 x 74 mm; die Kopfgröße muß 30–35 mm betragen. Das Lichtbild muß die dargestellte Person ohne Kopfbedeckung im Halbprofil nach rechts zeigen, so daß das linke Ohr mit seinen Erkennungsmerkmalen sichtbar ist.

Das Lichtbild darf nicht retuschiert sein.

Faßschein, Heimatschein, Staatsangehörigkeitsausweis, Matrikelschein eines deutschen Konsulats, Optionsurkunde, Reisepaß, Wehrpaß sind, soweit vorhanden, mitzubringen.

Die Gebühr für die Ausstellung einer Kennkarte ist von 3,— RM. auf 1,— RM. herabgesetzt worden.

Zobten am Berge, den 21. Februar 1940.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde. Schnabel.

Regelung des Verkehrs mit dem Protektorat Mähren und Böhmen, mit den in das Reichsgebiet eingegliederten Ostgebieten und mit dem Gouvernement Warschau.

Nach der polizeitechnischen Regelung des Verkehrs mit dem Protektorat Böhmen und Mähren, mit den in das Reichsgebiet eingegliederten Ostgebieten (mit Ausnahme des Gebietes der bisherigen freien Stadt Danzig und Teilen der Regierungsbezirke Oppeln und Kattowitz) und mit den besetzten polnischen Gebieten (Generalgouvernement Warschau) ist das Betreten und Verlassen dieser Gebiete nach wie vor bis auf weiteres nur in beschränktem Umfang zugelassen. Reisen in diese Gebiete sind nur Personen gestattet, die eine besondere Erlaubnis und zwar, für das Protektorat Böhmen und Mähren, einen Durchlaßschein, und für die eingegliederten Ostgebiete und die besetzten polnischen Gebiete einen Passierschein in Verbindung mit einem Paß oder Kennkarte besitzen. Durchlaß- und Passierscheine werden mit Wirkung vom 11. Januar 1940 ab von den Kreispolizeibehörden, also von mir ausgestellt, jedoch nur dann, wenn die Dringlichkeit der Reise nachgewiesen wird. Da Reisepässe in der Regel nur noch für das Ausland ausgestellt werden, ist für Reisen in obige Gebiete, falls ein gültiger Paß nicht vorhanden ist, stets eine Kennkarte zu beantragen. Die Notwendigkeit zur Reise in diese Gebiete aus wirtschaftlichen Gründen ist durch eine Bescheinigung der Industrie- und Handelskammer, der Bauern, Landwirten sowie der Personen und Betrieben des Nahrungsstandes, der Nahrungsindustrie und des Nahrungsstandes, durch eine Bescheinigung des Landesernährungsamtes, Abteilung A (Landesbauernschaft) in Breslau, Maltzblatplatz, nachzuweisen.

Zobten am Berge, den 21. Februar 1940.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde. Schnabel.

Betrifft den Verkehr nach Ostoberschlesien.

Der Verkehr nach Ostoberschlesien ist auf Grund eines amtlichen Lichtbildausweises (Paß, Kennkarte usw.) gestattet. Ausländer bedürfen hierzu jedoch eines gültigen Passes oder Passierscheins sowie des erforderlichen Sichtvermerks. Der Sichtvermerk wird in diesem Fall von dem Herrn Landrat in Breslau erteilt.

Zobten am Berge, den 21. Februar 1940.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde. Schnabel.

Werbefür Guer Heimatblatt, den „Anzeiger für Zobten am Berge und Umgegend“.

Die Front tut freudig ihre Pflicht. Vergiß auch Du Dein Opfer nicht am 2. und 3. März bei der 5. Reichsstraßensammlung des

Kriegswinterhilfswerkes.

Seines Vaters Frau

Roman von Else Jung-Lindemann

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

25]

Manchmal dachte er daran, Dr. Hell zu bitten, mit dem Vater zu sprechen. Er war der einzige, der seine Begabung erkannt hatte und sie auf eine so vorsichtige Weise in die richtigen Bahnen lenkte, daß Eifer und Begeisterung sich nicht an Probleme wagten, die für das Begriffsvermögen des Sechzehnjährigen noch zu schwer waren. Dr. Hell schulte langsam und folgerichtig das Verständnis der beiden Jungen für die Grundgesetze der Technik, die sich auf Physik und Chemie aufbauten, ohne ihren Geist zu überanstrengen, und entwickelte dabei ein so flug ausgeprägtes Behaltensvermögen, daß Stephan einmal hingerissen ausrief: „Vater, du hättest Hochschulpflicht werden sollen.“

Dr. Hell hatte gelacht und gesagt: „Meinst du? ... Na, vielleicht wirst du es einmal.“

Wie leicht hatte es Ster-

„Wir werden in diesen Ferien nicht in Sassenhofen bleiben, sondern an die See fahren“, sagte Grothe an einem der nächsten Tage zu Irmgard und begründete diesen Entschluß mit der Erklärung, daß er einmal ganz heraus müßte aus den gewohnten Verhältnissen. Er hatte das Ostseebad Böhren auf Rügen zum Aufenthalt gewählt und auf Anraten eines Patienten im „Hotel zum Hoot“ drei Zimmer gemietet.

Da schon alles festgelegt war, hätten Einwände so wenig genügt, daß Irmgard es nicht einmal wagte, Überlegung zu äußern.

Sie war überrascht und sogar ein wenig beleidigt. Warum hatte Hans so über ihren Kopf weg bestimmt?

Warum stellte er sie vor vollendete Tatsachen, als hätte sie nicht jahrelang seine Hausgemeinschaft geteilt und sich ein Anrecht darauf erworben, solche Entschlüsse vorher mit ihm durchzusprechen?

Aber durfte sie sich noch über sein Verhalten wundern oder gar kränken? Es war vieles anders zwischen ihnen geworden, und wenn ihre Angst, daß Grothe ihrer vielleicht bald nicht mehr bedürfen würde, sich als grundlos erwiesen hatte, so stand doch etwas Unbekanntes wie eine Mauer zwischen ihnen. Die Heiterkeit und leichtere Zugänglichkeit seines Wesens, die ihn kurze Zeit erfüllt hatten, waren wieder fort und einer jähem dumpfen Stumpfheit gewichen, die wie ein Druck über seinem Antlitz, seinen Worten und Bewegungen lag. Sein Gang war schleppender geworden, seine Stimme leiser. Er sprach nur noch das Notwendigste, und man sah es ihm an, daß er erleichtert war, wenn er die gemeinsamen Mahlzeiten hinter sich hatte und sich zurückziehen konnte.

Irmgard hatte ihn im Verdacht, daß er die Nächte zum Tage machte, daß er viel zu wenig schlief. Er hatte sich in seine Arbeit verfallen, als wäre von ihm verlangt worden, sie in wenigen Wochen zu beenden. Aber ein solches Werk, wie Hans Grothe es schrieb, wuchs langsam, und Irmgard wußte nicht, daß der einsame Mann während dieser Nächte seinen Kopf oftmals unter dem gelben Licht der Schreibtischlampe in seine Hände beugte, als wäre er müde vom Nachdenken, müde vom trauen Tanz der kleinen Buchstaben auf dem weißen Papier.

In solchen Augenblicken, wenn die angestrengten Augen im Dunkel der Hände ruhten, wenn die Stille des Raumes fast bedrückend wurde, die Schatten der hohen Bücherregale an den Wänden immer näher rückten, überfiel ihn zuweilen die Angst einer grauenhaften Verlassenheit. Daß in dem Haus, das ihn umgab, Menschen wohnten, Menschen, die ihm so nahe, so vertraut hätten sein müssen, daß ihr lebendiger Atem genügt, um diese Angst zu bannen, kam ihm kaum zum Bewußtsein. Diese drei Menschen, Irmgard und die Kinder, waren ihm ferngerückt. Sie lebten auf einem anderen Ufer, zu dem er nur noch selten Ruf und Weg fand, und

ihm wollte scheinen, daß auch sie nicht mehr wußten, wie sie zu ihm gelangen sollten.

Ob sie wohl noch den Wunsch hatten, es zu versuchen?

Warum besaß er niemanden, der ihm half und die Luft überbrückte, die ihn von seinen Kindern trennte?

Er liebte sie doch, wenn auch auf eine stille Weise. Er wußte, daß es sich lohnte, für sie da zu sein, für sie zu arbeiten und ihnen eine frohe, ungetriebene Jugend zu schaffen.

War ihre Jugend froh? Hatten sie alles, was sie brauchten, und würde keines von ihnen ihm einmal einen Vorwurf machen?

Er konnte sich diese Frage nicht beantworten, und es war keiner da, der ihn auf Fehler oder Versäumnisse aufmerksam gemacht hätte. Es fehlte die warmherzige Vermittlerin, die dem reich Beschäftigten, der so wenig Zeit für seine Kinder hatte, den Weg finden half zu ihren Herzen.

Irmgard vermochte das nicht. Sie mühte sich wohl darum, aber sie hatte die Kinder nicht geboren und stand trotz aller Liebe und Sorge für sie abseits.

Grothe wußte, daß, wenn Gerda noch lebte, auch sein Verhältnis zu Rolf und Otti ein anderes gewesen wäre. So stand auch er nun vor ihnen wie ein Abseitiger, und vielleicht war er das gar nicht so in ihren Augen, als er sich selbst vorwarf und sich in Stunden der Selbstbesinnung darum quälte.

Manchmal, wenn Grothe darüber nachdachte, gestand er sich ein, daß er seine Kinder sehr wenig kannte, viel zu wenig, um sich in ihr Innenleben einfühlen zu können. Dann hatte er sich aufgerafft, hatte mit Irmgard über Rolf und Otti gesprochen, und hatte doch nicht viel mehr von ihr erfahren können, als er selbst wußte. Oder er war zu den Kindern gegangen, um immer wieder aufs neue zu erleben, daß seine ernste Gegenwart sie mehr bedrückte als erfreute. Sie wußten beide nicht viel mit ihm anzufangen, wenn Ottis heiterer und zärtlicherer Natur es auch rascher gelang, über diese augenblickliche Bedrückung hinwegzupringen.

Der Feierabend in Zobtens Bergen



Unterhaltungsbeilage

zum
„Anzeiger für Zobten am Berge
und Umgegend“

Nr. 7 28. Februar 1940

Der Fächer vom Golausee

Roman von J. Schneider-Boerstl

(Nachdruck verboten.)

14 „Wie geht es, Peppina?“ fragte ich.
„Grazie, Signore! Wille grazie — und Ihnen?“
„Ich war krank.“
„Ich weiß es, Signor. Auch bei uns ist das Leid eingelehrt. Signor Johannes hat Ihnen gewiß alles geschrieben.“
„Nein.“ antwortete ich, „ich habe es während der Fahrt gehört. Kann ich Agnese sprechen?“
„Die Signora befindet sich auf Capri.“
„Und mein Bruder?“
„Ist oben, Signor Nicocla. — Soll ich Sie melden?“
Es war nicht nötig, denn Johannes hatte mich bereits gesehen und kam mir die Treppe entgegen. „Klaus!“
„Hans!“
Ich glaube, wir hatten beide Furcht voreinander, so bis ins letzte ähnlich waren wir uns. Er, wie ich, von der langen Krankheit gezeichnet: bleich, schmal, abgehärtet, ohne Leben und Glanz in den Augen.
„Warum hast Du mir nie geschrieben?“ fragte ich, neben ihm die Treppe hinaufsteigend.
Er sog erst die Lungen voll, blieb stehen und schüttelte den Kopf. „Es war zu viel, Klaus! Ich ertrug es nur, weil ich dachte, wenn ich sterbe, stirbst Du auch. Und Du sollst leben.“
Ich sagte ihm, daß ich während der Fahrt erst Kenntnis von allem bekommen hätte und wie tief ich davon erschüttert wäre.
„Wie geht es Agnese?“
„Gut.“
Der Ton machte mich mißtraulich. „Und dem Kinde?“
„Es ist tot.“ sprach er, gelb vor Erregung. „Es ist ein Glück, daß es tot ist, Klaus. Ich habe sein Gebrechen immer als Strafe dafür angesehen, weil ich zuließ, daß Du Dich für mich opferst. Immer sah ich Dich auf den Knien. Immer in diesem schwarzen Gewand, das Dich so alt und ernst macht.“ Er rieb den rauhen Stoff zwischen den Fingern und zwang sich ein Lächeln ab. „Wie fühlst Du Dich darin?“
„Wie ein Böhmer.“
„Das denke ich mir“, sagte er. „Dazu muß man berufen sein. Das sind wir nicht. Agnese kommt dieser Tage zurück. Der Tod des Kindes ist ihr sehr nahe gegangen. Es war eben doch das erste. — Sie hat es nicht immer leicht mit mir: — ich bin nämlich eifersüchtig.“
„Wißt sie Dir denn Unlaf dazu?“ fragte ich betroffen.
„Unlaf? — — Nein. Trotzdem bin ich froh, daß Du da bist. Man wird Dir hoffentlich erlauben, daß Du öfter zu uns kommst. Ich habe im Geschäft zu tun, da bin ich dann beruhigter, wenn ich Dich um Agnese weiß. Ich selber habe so wenig Zeit für sie. Und sie ist jung — und immer ist hier etwas los, wo sie dabei sein soll. Wenn ich dann abends heimkomme, ist sie meist nicht da. Auf sie zu warten, bin ich zu müde, und wenn sie am Morgen aufsteht, bin ich schon wieder fort. — Du kommst doch, Klaus?“
„So oft ich kann — und darf“, erwiderte ich.
Aber schon das erste Wiedersehen mit Agnese warf dieses Gespräch über den Haufen.

15.

Es war an einem Samstag. Better Lupisch und Frau Elena weilten in Tivoli, und Johannes war noch im Geschäft in Anspruch genommen, als die Eilmeldung eintraf, daß Agnese mit dem Schnellzug von Neapel komme. Ursprünglich war ihre Heimkehr erst für Sonntag geplant gewesen.
Ich hatte zufällig einen Auftrag auf dem Monte Pincio zu erledigen und wollte bei dieser Gelegenheit in der Villa vor-

sprechen. Peppina bat mich, zu warten, bis Agnese da sei. Man habe ihr den Wagen bereits an die Bahn geschickt, sie müsse jeden Augenblick eintreffen.

Ich blieb nur zu gerne, bot sich mir doch auf diese Weise Gelegenheit, sie gleich das erste Mal unter vier Augen sprechen zu können.

Ich ging ihr nicht entgegen, als ich sie in der Halle sprechen hörte, sondern wartete in dem großen Wohnzimmer, das Peppina mit einer Unmenge Blumen geziert hatte, auf sie.

Sie stieß einen Schrei aus, als sie mich erblickte, machte einen Schritt zurück und fing am ganzen Körper zu zittern an. Unfähig, ein Wort zu sagen, begann sie bitterlich zu weinen.

„Habe ich Dich so erschreckt?“ fragte ich bedrückt. „Ich wollte Dich zuerst allein sehen und Dir danken, was Du alles für mich ertragen hast.“

„Es war entsetzlich“, schluchzte sie, ließ die Augen über mein schwarzes Kleid hingehen und tastete nach meinen Händen.

Ich weiß, daß es unrecht war, sie an mich zu ziehen und ihr Gesicht an meine Brust zu nehmen, aber sie tat mir so leid. „Bist Du nicht dankbar, daß alles so gekommen ist?“ fragte ich, während ich ihr Gesicht streichelte. „Wäre es nicht tausendmal furchtbarer, es noch am Leben zu wissen?“

Ich erschrak über das „Nein!“, das sie herausstieß, noch mehr aber über die Leidenschaft, mit der sie mich plötzlich umfaßte und mein Gesicht mit Küffen bedeckte. „Agnese!“ wehrte ich. „Agnese!“

Sie hörte gar nicht auf mich, drückte ihren Mund auf meine Hände, meine Augen, meine Wangen und beschwor mich, Johannes zu bitten, daß er sie freigäbe. „Für Dich, Klaus“, weinte sie, „nur für Dich!“

„Du bist noch krank“, sagte ich geängstigt. „Du weißt nicht, was Du verlanst.“

„Nur mein Recht an Dich“, schluchzte sie, „nur mein Recht an Dich, Bambino. Ich habe doch zuerst Dir gehört und dann erst ihm. Ich bin doch zuerst Deine Frau gewesen und dann erst die feine. Hilf mir doch! Du mußt mir helfen. Du bist doch schuld daran, daß ich so unglücklich bin.“

„Ist er nicht gut zu Dir?“ fragte ich erschüttert.

„Ach! — —“

Ich mußte strenge sein, wenn ich sie zur Vernunft bringen wollte, aber das war so schwer, denn in mir fing nun ebenfalls alles an aufzubrechen, was ich lange erstorben glaubte. „Was hast Du ihm vorzuwerfen?“ fragte ich.

„Nichts, Bambino.“

„Hast Du irgend etwas an ihm auszusetzen?“

„Nichts.“

„Was ist es dann? — Du hast uns nie auseinanderhalten können“, sagte ich, „und nun willst Du mich auf einmal glauben machen, daß ein Unterschied zwischen mir und ihm besteht?“

„Ja, Bambino. Er ist da. Ich kann Dir nur nicht sagen, was es ist. Es liegt nicht in Euren Augen, oder in Euren Händen, oder in Eurer Stimme — — es liegt in Eurer Seele . . .“

Ich war am Ende meines Willens, als es wie eine Vision vor meinen Augen aufstieg: Der Hallstättersee — die Mondnacht über seinen Wassern — — mein Körper auf den Wellen schwebend — — auf einmal Johannes neben mir, die Arme nach mir streckend, ehe ich versank — — Dann der Karneval, das Richterfest — — der brennende Balkon — — und wiederum sah ich Johannes, wie er sein Leben für mich einsetzte, als er mich gefährdet glaubte . . .

Und wenn wir beide darüber zerbrachen, Agnese sowohl wie ich — er durfte nicht zugrunde gehen! — Aber wie half ich ihm nur? Wie half ich uns beiden? — — Ich mußte Agnese täuschen! Freiwillig würde sie nie von mir lassen . . .

„Gib mir Zeit bis morgen“, sagte ich, mich aus ihrer Umarmung lösend. „Ich muß mit Ruhe überdenken, wie es sich machen läßt, ohne daß Johannes zu sehr darunter leidet. Der Skandal wird noch groß genug sein, glaube ich. Geh auch Du noch einmal mit Dir zu Räte, Agnese! Ich brauche Dir nicht zu sagen, was Dich erwartet, wenn Du Dein Leben an das meine

kettest. Du weißt, daß ich nichts bin. Du weißt auch, daß ich nichts habe. Selbst wenn ich Arbeit bekomme, wird das nur für das Nötigste reichen.“

„Ja“, sagte sie ergeben, „ja, Bambino. Ich werde mich in alles fügen, Du wirst mich nie klagen hören, wenn ich nur bei Dir sein darf — —“ Plötzlich horchte sie auf. „Johannes kommt!“ rief sie, schob mich zur Seite und lief meinem Bruder entgegen. Sie ließ sich küssen und umarmen, hing an seinem Halbe, wie sie zuvor an dem meinen gehangen hatte, und kuschelte sich auf seine Knie.

Johannes' Augen strahlten. Ich war nicht mehr da für ihn. Er sah nur noch Agnese. Erst als ich mich verabschiedete, erhob er sich und begleitete mich mit Agnese in den Garten. „Kommst Du bald wieder?“ fragte er.

„Wenn es Dir recht ist, gern.“

Er lachte und meinte, eine solche Frage könnte ich in Zukunft ruhig unterlassen.

Vom Gartentor aus blickte ich noch einmal zurück. Johannes hob die Hand und winkte, ich hob die meine, sah wie auch Agnese die ihre hob und lächelte. Es war unser letztes Grüßen.

In der Mantelatta war man bereits in Sorge über mein langes Ausbleiben. Ich beteiligte mich nicht mehr am Abendessen, sondern bat, mich zurückziehen zu dürfen, weil ich wieder unter Kopfschmerz litt. Ich fragte aber den Prior noch, ob ich die Erlaubnis erhalten könnte, mich am Morgen wieder entfernen zu dürfen, da meine Verwandten mich nach San Benedetto mitzunehmen wünschten.

Er war sichtlich erfreut, denn man hatte ohnedies vorgehabt, mich einige Wochen dort einzuquartieren. Die Höhenluft würde mir gewiß gut tun, und wenn ich mit meinen Verwandten fuhr, erübrigte es sich, mir jemand mitzuschicken. Er trug mir auf, den Abt zu grüßen, und versprach, mich nach einiger Zeit selbst wieder abzuholen.

Es ging alles besser, als ich gedacht hatte.

Ich konnte, als ich um fünf Uhr früh aus dem Hause ging, sogar meinen kleinen Handkoffer mitnehmen, ohne daß es weiter auffiel. Ich brauchte ja etwas Wäsche und hatte überdies die Erlaubnis, wegzugehen. Es fragte sich nur: — wohin? — Heim nach Tirol? — Auf den Lupitserhof?

Es zog und lockte. Aber ich durfte nicht. Dort fand mich Agnese am schnellsten. Wenn ich unerkannt bleiben wollte, mußte ich auch mein schwarzes Gewand ausziehen. Für den Augenblick bedeutete das die größte Schwierigkeit. Die Läden waren noch nicht offen, ich mußte warten, bis sich Gelegenheit bot, mir einen Zivilanzug zu kaufen. Johannes hätte deren genug im Schranke gehabt, aber in die Villa Lupisch wollte ich nicht mehr zurück.

Sehr erleichterte mich der Gedanke, daß ich Geld zur Verfügung hatte. Ich konnte eine schöne Strecke mit der Bahn oder mit einer Miefkutsche fahren.

Wohin? überlegte ich auf der Tiberbrücke — sah nach Osten, Süden, Westen, und wußte doch, daß nur der Norden in Betracht kam. Dort lag Tirol! Lag Innsbruck! Lag der Lupitserhof! . . .

Also in erster Linie nach Mailand. Es gab kein Jögern mehr. So rasch es ging, eilte ich zum Bahnhof und hatte Glück, den Frühzug zu erreichen. Er war nur schwach besetzt, und ich hatte Mühe, mit Ruhe über alles nachzudenken, was bedacht werden mußte. Die Zeit verging nur zu rasch. In Mailand wechselte ich das Gewand. Ich erstand einen dunkelbraunen Anzug, Hemd und Krawatte und verstaute meinen Talar in den Koffer. Es würde sich schon einmal Gelegenheit finden, ihn loszuwerden.

Von Mailand fuhr ich nach Chiasso. Dort erreichte mich das schlimmste Mißgeschick, das mich treffen konnte: Um Geld zu sparen, stieg ich in einem Gasthof dritter Klasse ab und mußte am andern Morgen die traurige Entdeckung machen, daß man mir meine Börse gestohlen hatte. Entweder am Abend, als ich in der Gaststube saß, oder während der Nacht. Ich war leichtsinnig gewesen und hatte die Tür nicht verriegelt.

Ich wollte den Wirt dafür verantwortlich machen, aber er war ein hartgefotterter Gesell und meinte kalten Tones, in seinem Hause sei noch nie etwas gestohlen worden. Ich war unflug genug, mit der Polizei zu drohen. Er lachte nur und sagte, es käme darauf an, wer die Polizei mehr zu fürchten hätte, er oder ich.

Da hatte er nun recht. Mit der Behörde durfte ich nichts zu tun haben. Also nahm ich notgedrungen den letzten Rest meiner Barschaft, der sich in verschiedenen Taschen fand, und stellte den Wirt zufrieden. Denn ohne ihn zu bezahlen, hätte ich Mailand nicht verlassen dürfen.

Von dieser Stunde an wich die Not und das Leid nicht mehr von mir. Von Arbeitern hatte ich am Abend zuvor gehört, daß beim Bau der Gotthardbahn Leute eingestellt würden. Ich sprach mit einem von ihnen, der mir am meisten vertrauenswürdig

erschien, und erhielt die Auskunft, daß ich gar nicht zu fürchten brauchte, nicht genommen zu werden. So viele könnten sich gar nicht melden, daß ihrer zu viele würden. Wenn ich wollte, könnte ich mich ihnen gleich anschließen.

Ich fühlte mich kräftig genug und ahnte nicht, was mir der Gotthard alles bringen würde. Von jetzt ab ging es zu Fuß. Nur hin und wieder, wenn uns ein Bauernfuhrwerk oder ein Lastwagen eine Strecke weit mitnahm, kamen wir rascher vorwärts.

Als wir nach vier Tagen Tirol erreichten, kämpfte ich mit einem stillen Grauen. Ich glaubte, in eine amerikanische Goldgräberstadt geraten zu sein. Menschen aus dem ganzen Erdenrund hatten sich hier eingefunden, bedeutete der Tunnelbau doch Arbeit auf viele Jahre hinaus. Zwischen stämmigen Kerlen, vor denen man sich in acht nehmen mußte, waren auch wieder welche, die sicher einmal bessere Tage gesehen hatten. Man erriet es sofort am Ausdruck ihrer Gesichter, ihrer Sprechweise und ihrem ganzen Benehmen. Sie waren nur leider in der Minderzahl. Das weniger gute Element überwog.

Der Anfang war schrecklich. Ich war mehr als einmal im Begriff, Pickel und Schaufel hinzumerfen und mich davon auszuschießen. Aber der Winter brach in diesem Jahr sehr früh herein, es war unmöglich, zu Fuß über den Gotthard zu kommen, und Geld hatte ich keines, um auch nur ein bescheidenes Trinkgeld geben zu können, damit mich einer der Fuhrleute auf seinem Wagen mitnehmen sollte.

So blieb ich denn Niemand ahnt, was es zu erdulden gab. Mehr als einer brach zusammen und stand nicht wieder auf. Zehntausend von uns arbeiteten in dem Bauch des Gotthard. Die Ausbünstung war zuweilen nicht mehr zu ertragen. Obwohl wir halbnacht standen, waren wir doch immer schweißbedeckt, nach Atem keuchend, und die Verbrennungsgase des Dynamits legten sich beklemmend und würgend auf die Lunge.

Je weiter wir vordrangen, desto fürchterlicher wurde die Hitze. Die Zunge lag wie ein gedörrtes Stück Leder im Munde. Aber man konnte nicht immer trinken. Man holte sich sonst den Tod, obwohl ich ihn längst nicht mehr fürchtete.

16.

Da auch an den Sonntagen gearbeitet wurde, traf mich nur alle drei Wochen ein ganzer Rasttag. Gleich den ersten benützte ich, um nach Tirol zu gehen und mir dort Zeitungen zu kaufen. Ich mußte wissen, was man in Rom über mein Verschwinden sagte und mutmaßte. Über mein Zeitungskauf wurde eine Enttäuung, denn die aufliegenden Blätter waren alle vom 2. je zuvor oder reichsten höchstens eine halbe Woche zurück. Ich fand keine einzige Notiz über mich und legte sie mutlos wieder beiseite.

Während ich den Rest meines Bieres austrank, kamen einige Fuhrleute, die noch die alte Gotthardstraße benützten, und setzten sich zu mir an den Tisch. Auf einmal fiel unverfehens mein Name. Ich dachte schon, mein Zusammenschreden würde sie auf mich aufmerksam machen, aber sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt und erzählten der Wirtin, daß man nun endlich wisse, wo er geblieben sei.

Ich horchte mit angehaltenem Atem, auch dem Gesicht der Wirtin war es anzumerken, daß sie ebenfalls an Neuauferde war. Und so erfuhr ich denn, daß Wallfahrer, die aus Lenbach kamen, mich gesehen haben wollten, wie ich neben ihnen in der Kapelle der heiligen Cäcilie gekniet und dem Meskonfer beige wohnt hätte, dann gleich ihnen in die Katakomben hinunterastiegen und nicht mehr zurückgekommen wäre. Wahrscheinlich hätte ich mich leichtsinnigerweise von ihnen entfernt und sei in einen Seitengang geraten, wo sich nur selten einer wieder zu recht fände.

„In Innsbruck haben sie in der vorigen Woche das Totenamt für ihn gehalten“, sagte einer der Knechte. „Die Leute haben bis auf die Straße hinaus gestanden, nicht einmal die alten Weiber wollten zu Hause bleiben. Der Wirt „Zum Erzherzog Johann“, was der Großvater des jungen Ritters ist, hat genau wie ein Kind, der muß den armen Kerl nicht wenig gern gehabt haben.“

„Man möcht's nicht glauben“, meinte die Wirtin kopfschüttelnd, „aber die jungen Leute sind viel zu leichtsinnig. Vor ein paar Jahren hat sich auch einer in den Katakomben verlaufen und ist nie mehr zurückgekommen. Es friert einen, wenn man daran denkt.“

Nun, mich fror nicht, eher konnte ich sagen, daß mir recht heiß war. Zur Beruhigung bestellte ich noch einmal eine halbe und überlegte, daß dies jedenfalls die beste Lösung war, die es überhaupt gab. Johannes' Ehe war nicht mehr gefährdet. Agnese würde mich über kurz oder lang endgültig verassen haben. Alle Frauen vergaßen ja einmal, wenn ihnen der Gegenstand ihrer Liebe durch den Tod entrückt war.

(Fortsetzung folgt.)

Lokales und Provinzielles.

Zobten am Berge, den 28. Februar 1940.

NEKROW, AdR., NELEB.
und die Landeshandwerkerschaft sammeln.
Am 2. und 3. März Opfertag für das
Kriegs-WH.

Das mordgierige England hat wieder einmal seine Wit an wehrlose Deutsche ausgelassen. Britische Kriegsschiffe überfielen das sich in norwegischen Hoheitsgewässern befindliche deutsche Handelsschiff „Altmark“ und schossen rücksichtslos auf wehrlose deutsche Seeleute. Ein Vorfall aus jüngster Vergangenheit! England wird es immer so machen — sie geben es offen zu. Wohl denn, wir geben die Antwort! Sie bekommen sie täglich — von unseren Truppen an allen Fronten, zu Wasser, zur Luft und auf der Erde. Sie sollen sie aber auch von jedem einzelnen Deutschen in der Heimat erhalten. Alles, was wir tun, gilt dem deutschen Volk, gilt der Vernichtung seiner Feinde. Wenn daher das Kriegswinterhilfsamt am 2. und 3. März zur 5. Reichsstraßensammlung aufruft, möge jeder an diesen jüngsten Vorfall englischer Piraterie und Raubmord denken und ihm durch sein Opfer Antwort erteilen.

Nähkursus in Burghübel vom 12. bis 23. 2. 1940.

In Burghübel wurde vom Reichsmutterdienst ein Nähkursus veranstaltet, dessen Leiterin Pgn. Hentrich aus Breslau war. 23 Teilnehmerinnen aus allen 4 Orten nahmen daran teil. Frau Beck hatte uns liebenswürdigsterweise die Gaststube zur Verfügung gestellt. Ortsgruppen-Frauenschaftsleiterin Frau Thomas hatte sich viel Mühe gegeben und auch Frau Anna Schneider opferte sich für das Zustandekommen des Lehrganges auf. Jeder Nähnachmittag wurde mit dem Tagespruch, so mit Worten von Rückert, Goethe, Schimm und Heß eingeleitet. Erst wurden praktische Fragen besprochen, dann ging es an die Arbeit. Alles verwertet hieß die Parole. So wurden Mäntel gewendet, Kleider geändert, aus alten schöne, neue Sachen gemacht. Das Maßnehmen und Schneiden ausrädeln, Schmitte vergrößern und verkleinern, alles wurde gelehrt. Die Frauen waren so eifrig dabei, daß es manchmal außer dem Singen der Maschinen ganz still im Raum war. Frä. Hentrich war manchmal wie eine Festung belagert und wußte doch für jeden Rat. Viel zu schnell waren die 10 Tage vergangen und als Abschluß wurde eine Feiertunde veranstaltet, die mit dem Lied „Nur der Freiheit gehört unser Leben“ eingeleitet wurde. Frä. Hentrich wies in ihrer Ansprache darauf hin, daß eine tüchtige Hausfrau immer und überall spart, alles verwertet, so daß jedes Restchen, jedes unmoderne Kleid, jeder fahle Mantel wieder zu brauchbaren Kleidungsstücken gemacht werden kann. Sie freute sich, wie eifrig die Frauen dabei waren und es hat ihr in Burghübel gut gefallen. So hat sie gespürt, daß die Kameradschaft unter den Frauen

vorbildlich ist. Auch alle anderen müssen eins sein, Front und Heimat, dann ist der Sieg bestimmt unser. Frau R. Schneider und Frau Krusche trugen Gedichte vor. Frau M. Schneider dankte im Namen aller Teilnehmerinnen für die große Mühe und Geduld, die sie mit uns Frauen hatte. Wir danken dem Führer, daß er uns stark gemacht hat und wollen ihm helfen, den Sieg erringen; denn ein neues Deutschland braucht neue Frauen, die froh und stark auf den Führer bauen, die ihren Kindern die Zukunft bereiten, auf daß sie in ein neues und besseres Leben schreiten, wie es in dem von Frau Krusche vorgetragenen Gedicht hieß. Alle Teilnehmerinnen baten, daß im nächsten Jahre wieder ein solcher Kursus stattfinden möge.

Kraftpost Zobten—Groß-Wierau.

Von sofort an wird an jedem Mittwoch, zunächst versuchsweise, zwischen Groß-Wierau und Zobten Bf. wieder eine Kraftpost verkehren, u. z. Abfahrt Groß-Wierau 6,15 und 14,05, Ankunft Zobten Bf. 7,05 und 14,55, Abfahrt Zobten Bf. 7,20 und 15,30, Ankunft Groß-Wierau 8,09 und 16,31. Die einzelnen Fahrzeiten sind aus den Fahrplanlisten zu ersehen.

Filmbühne.

„Befreite Hände“.

Dieser Film ist nicht wie „irgendeiner“ zu werten, sondern es muß betont werden, er ist etwas Besonderes! Selten wurden in einem Filmwerk so prägnante Schauspieler gezeigt, wie hier. Diese außergewöhnlichen Leistungen werden für lange Zeit unübertroffen bleiben. Wunderschöne friesische Landschaft, auf der die Filmhandlung ihren Anfang nimmt, bezaubert mit ihren fatten Wiesen, weidenden Schafen und dem Spiel wandernder Wolken. Eine nüchterne Dorfszene gibt ungeschminkt den üblichen Dorfball wieder, der mit dem traditionellen Volkstanz seinen Höhepunkt findet. Die gewaltige Werkkraft eines von der Kunst besessenen Bildhauers ist genau so interessant, wie der nächtliche Kneipenstreikzug dieses Mannes, der die Natürlichkeit lieber bei kleinen Leuten sucht als in den vornehmen Bars und Salons. Die ausgezeichnete eingefangene Stimmung von einem philharmonischen Konzert — die fünfte Symphonie (c-moll) von Ludwig van Beethoven ist hervorragend gelungen. Seit Jahren schon schneit die Magd Dürthen ihre Holzfiguren. Aber in dieser Tätigkeit findet sie eine Erlösung von all den Spannungen ihres ursprünglichen Wesens; auch ihre ferne Liebe zu dem Sohn des Gutsherrn, Graf Joachim, ist selbst mit hineinverwoben. Joachims Freundin, die Kunstgewerlerin Kerstin aus Berlin, erkennt bei einem Besuch voller Staunen die starke natürliche Begabung des Mädchens; im Glück der Entdeckung will sie die künstlerische Ausbildung Dürthens übernehmen. Der gewaltige Eindruck der Großstadt Berlin bedrängt und verwirrt Dürthen. Selten nur wagt sie sich aus ihrer kleinen Mietwohnung heraus; bekommen verharzt sie in Untätigkeit,

ihre Schaffen stockt. Zum ersten Mal in ihrem Leben geht Dürthen in ein Konzert. Sie lernt zugleich den berühmten Bildhauer Wolfram kennen; unter dem Einfluß seiner gereiften Menschlichkeit findet sie wieder den Weg zu eigener Arbeit. Sie gestaltet Plastiken von immer klarer werdendem Ausdruck. In Kerstin erwachen Eifersucht und Neid. Sie spürt die große künstlerische Kraft Dürthens und fühlt sich bedroht. Joachim sieht zufällig bei einem Besuch die Arbeiten von Dürthen, glaubt aber irrtümlich, es seien Kerstins Werke. Eine große Auseinandersetzung zwischen Kerstin und Dürthen bringt allgemeine Klarheit. Grausam enttäuscht von der Realität sucht und findet Dürthen in Joachim einen Freund. Sie liebt ihn. Zusammen fahren sie nach Italien. Als aber Joachims Eltern die Heirat ihres Sohnes mit der Magd zu verhindern trachten, erkennt Dürthen die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe. Schwer ringt sie sich zur Entscheidung durch. Heimlich verläßt sie den Geliebten, und ihre künstlerische Natur drängt sie zu dem Bildhauer Wolfram zurück. Bei ihm findet Dürthen, nunmehr gereift, neue künstlerische Aufgaben und die Vervollendung ihrer Persönlichkeit. Eine wundervolle Dichtung in Bild und Ton. Ein hervorragendes Filmwerk, das unvergänglich bleiben wird. Es wurde mit den höchsten Auszeichnungen gewürdigt und erhielt die Prädikate „künstlerisch besonders wertvoll, kulturell wertvoll“.

Kranke Zähne führen oft zu schweren Allgemeinerkrankungen. Richtige Zahnpflege hilft die Zähne gesund erhalten.

CHLORODONT

Osterferien um acht Tage gekürzt.

Da auch in diesem Jahre mit der Notwendigkeit eines erhöhten Einsatzes von Schulkindern für landwirtschaftliche Zwecke gerechnet werden muß, haben die Regierungspräsidenten von Breslau, Bielefeld und Osnabrück angeordnet, daß in Gegenden des Rüben- und Kartoffelbaues die Osterferien 1940 um acht bis zehn Tage gekürzt werden können. Diese ausfallenden Ferientage werden an die Pflingstferien angehängt oder als Sonderferien gegeben, wenn die Gachfruchtbearbeitung in eine andere Zeit fällt; gegebenenfalls sind die Sommer- oder Herbstferien zu verlängern. Es wird dieser Anordnung die Bemerkung hinzugefügt, daß eine Kürzung der Osterferien in diesem Jahr umso mehr tragbar sei, als die eigentliche Unterrichtszeit im letzten Viertel des laufenden Schuljahres infolge der sehr frühen Lage des Osterfestes und des häufigen und erheblichen Unterrichtsausfalles

Wann wird verdunkelt?

Beginn: Mittw. 17,30 Uhr. Ende: Donnerst. 6,30 Uhr.

besonders kurz ist. Es müsse erwartet werden, daß persönliche Wünsche der Lehrerschaft, die Ferienlage betreffend, hinter den Notwendigkeiten der Ernährungswirtschaft zurückgestellt werden.

Wann neue Auto-Reifen?

Die Ausgabe der Reifentarten für die rotbewinkelten Kraftfahrzeuge geschieht durchweg durch die städtischen oder ländlichen Wirtschaftsamter. Diese Karten, ohne die eine Ersatzlieferung nicht mehr möglich ist, sind nach sorgfältiger Ausfüllung dem Reifenhändler einzureichen. Die Brauchbarkeit der Reifen wird von dem gewissermaßen als Treuhänder fungierenden Händler nachgeprüft und je nach dem Grad der Abnutzung mit den Wertungsziffern 0,35, 50, 75 oder 100 in die Karte eingetragen.

Damit ist ein klares Bild über die Beschaffenheit der Reifen gegeben. Ein Reifen mit der Wertungsziffer 35 ist runderneuerungsfähig. Den entsprechenden Auftrag nimmt jede Vulkanisieranstalt gegen Vorlage der Reifentarte entgegen. Ist eine Neuprotektierung nicht mehr möglich, was durch die Wertungsziffer 0 gekennzeichnet wird, kann ein Antrag auf Ersatz gestellt werden. In diesem Falle wird die vorschriftsmäßig ausgefüllte Reifentarte an das zuständige Wirtschaftsamter eingeleitet, das nach sorgfältiger Prüfung den Antrag an das Reichsreifenlager weiterleitet, von wo aus die Lieferungsanweisung an einen Händler erfolgt. Die Genehmigung wird nur erteilt, wenn ein Neuersatz unumgänglich notwendig ist. Bei Ausbesserung des Ersatzreifens ist die alte Decke abzugeben.

Selbstverständlich muß der Kraftwagenführer die Reifentarte ständig bei sich führen, damit er auch unterwegs gelegentlich eines totalen Reifenschadens einen Händler aufsuchen und — notfalls fernmündlich — die Genehmigung eines Neuersatzes nachsuchen kann.

Die Vulkanisieranstalten haben das Recht, runderneuerungsfähige Reifen durch neu-protektierte Decken aus eigenen Beständen zu ersetzen. Nicht jedes Kraftfahrers ist es, die Reifen nur soweit abzunutzen, daß sie noch runderneuert werden können.

— **Vorsicht bei Schmiedekohle.** Daß das Heizen mit Schmiedekohle außerordentlich gefährlich ist, geht aus den vielen Explosionen hervor, die sich in letzter Zeit ereignet haben. Wenn Schmiedekohle zur Verfügung steht, so darf sie nur in ganz kleinen Mengen auf die vorhandene Flamme gelegt werden, weil die Schmiedekohle im Feuer sonst verhärtet und zu Explosionen führt. Schmiedekohle ist keine Gießkohle.

Unser die Heimat!

Mit derselben werden Sie aufs engste durch Ihr Heimatblatt, den „Anzeiger für Zobten am Berge und Umgegend“, verbunden.

Seines Waters Frau

Roman von Else Jung-Lindemann

Urheber Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

26]

Wie anders wäre es gewesen, wenn man alle diese Sorgen mit einem Menschen hätte teilen können, der sowohl ihn als die Kinder verstand. Daß er die Frau verloren hatte, die es vermocht hätte, war lange Jahre schwer, fast unerträglich gewesen.

Dann aber war ein Mensch gekommen, ein einziger Mensch, den er gern und ohne Besinnen an die Stelle der Toten gesetzt und ihm auch ebenso bedenkenlos die eigenen Kinder anvertraut hätte.

Karin Röck. Unvergessener Name, oftmals gerufen ohne Widerhall. Wo war sie ... wo lebte sie?

Niemals hatte sie geschrieben.

Nun jährte sich der Tag, an dem sie in seine Klinik gekommen war, schwerkrank, mit dem Willen, zu sterben. Sie war gesund geworden, lebte, und er wußte nichts mehr von ihr.

Nur Martin Hendel hatte sich gemeldet und um die Liquidation erlucht. Lange hatte der Professor gezögert, ehe er sie abschiedete. Sie war durch ein kleiner Bankinstitut beglichen worden.

Nichts sonst, keine Zeile, keine Erklärung. Nur die kurze, höflich-geschäftsmäßige Aufforderung Hendels, die nicht die leiseste Vermutung offenließ, wo Karin sich aufhielt.

Auch das lag nun schon wieder sechs Monate zurück.

Grothe konnte nicht glauben, daß Karin den Mann geheiratet hatte, den sie nicht liebte. Er wollte es auch nicht glauben, weil es Qual bereitete, daran zu denken.

Lieber Gott ... wohin verirrt sich die Gedanken in diesen stillen Nachmittagen, in denen kein Laut menschlicher Nähe zu ihm drang. Nur die Frösche quakten draußen im

Weiler hinter dem Park, dort, wo der kleine Weg zum Erlenbruch abzweigte. Man hörte ihr aufgeregtes Getöse auch bei geschlossenen Fenstern.

Es war sicher gut, einmal hier herauszukommen.

Grothe hatte eigentlich in die Berge gehen wollen. Aber dann erinnerte er sich eines Nachts, in der er, wie schon so oft, stundenlang wachlag, an ein Wort Karins.

„Immer, wenn ich sehr voller Unruhe war, hat mich die See wieder beruhigt. Das mag Ihnen unverständlich klingen, aber es war doch so. Weite und Unendlichkeit, das ruhelos-ruhewolle Auf und Ab der Wellen, das wie das Atmen eines lebendigen Wesens ist, haben alle Unrast von mir genommen. Man wird sehr klein im Angesicht des Meeres, und dieses, was einem unüberwindlich scheint, wird, wenn man sich in dieses Kommen und Gehen, in dieses Stück unbegreifliche Ewigkeit versenkt, unwichtig und winzig.“

Damals hatte er unglaublich gelächelt, heute sehnte er sich nach dem Meer. Nicht, weil er hoffte, dort ebenfalls Ruhe zu finden. Er glaubte noch immer nicht recht daran, daß die Raftlosigkeit und unaufhörliche Bewegung des Wassers einen beruhigenden Einfluß auf ihn haben könnte. Er sehnte sich nach dem Meer, weil Karin es liebte, weil es ihr Element, ihre Heimat war, und weil er — ohne es deutlich zu wissen — sie immer suchte und vielleicht dort zu finden hoffte.

Die Insel Rügen war für Hoy und Otti, die das Meer noch nicht kannten, ein Märchenland, dem sie klopfenden Herzens entgegenwärteten. Schon die Überfahrt auf dem Trajekt war ungewöhnlich und erregend gewesen. Daß der ganze Zug auf die Fähre fuhr und über das Wasser schwamm, daß man die Wagentür öffnen und aussteigen konnte, war besonders Otti so abenteuerlich und nicht ungefährlich erschienen, daß sie sich erst nach geraumer Zeit getraut hatte, dem Beispiel der anderen Reisenden zu folgen.

Aber der schmale Strelasund, den die Fähre überquerte, war noch nicht das Meer gewesen, obwohl sein frischer, be-

lebender Salzgeruch sie schon gestreift hatte. Was weiter sahen sie erst, als sie nach einer Bahnfahrt durch die Insel in Göttern anlangten und auf den überdachten Balkon ihres Hotelzimmers traten. Da lag es vor ihren staunenden Augen ausgebreitet, grünblau und unendlich, eine bewegte, atmende Ebene, über die weißschäumende Reiter jagten. Unaufhörlich rauschte und brauste es vom Rollen und Anprall der Wogen, Tag und Nacht. Nur manchmal wurde es still, wenn der Seewind einschlief und nur ganz leise über Wasser und Strand säuselte. Dann streckte sich das große Ungeheuer und atmete kaum. Dann ließ es geduldig zu, daß die Morgenröte sprühende Funken auf seinen Rücken warf, die so gleißelten, daß man die Augen vor ihrer Blendung schließen mußte.

Immer neu war das Meer, immer verwandelt durch Sonne und Schatten, durch Wind und Wolken. Man wurde nicht satt, es anzuschauen, nicht müde, im Strandkorb zu sitzen oder im warmen Sand zu liegen, wenn der Wind jählich über die nackte Haut fliegte wie ein Seidentuch.

Otti baute eine Sandburg, und auch Rolf hatte sein Erwacheflein vergessen. Mit nachtem Oberkörper, nur mit einem kurzen, weißen Höschen bekleidet, schaukelte er mit Otti um die Wette und legte die hohen Wälle mit buntfarbigen Muscheln kunstvoll aus.

Morgens, bald nach dem Frühstück, und am frühen Nachmittag badeten sie. Daß Tante Irnigard mit einer alten Dame Freundschaft geschlossen hatte, die ebenfalls in ihrem Hotel wohnte, war beiden Kindern willkommen, denn der Vater ging auch hier seine eigenen Wege, er war nur selten mit ihnen zusammen.

Irnigard war enttäuscht. Sie hatte so viel von diesen Ferien erhofft, nun machte es Hans nicht anders als in Sassenhofen. Raum hatten sie in der Hotelveranda oder im Garten den Morgentasse eingekommen, stand er schon auf, holte sich den Hut oder je nach dem Wetter auch den Mantel, verabschiedete sich kurz und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Starker Widerhall der Führerrede.

Herzliche Würdigung in Italien. — „Das Reich ist unbeflegbar.“

Dnb. In Italien haben Rundfunk und Presse lange Auszüge der Rede des Führers verbreitet, in denen die der deutsch-italienischen Freundschaft gewidmeten Worte, die deutschen Forderungen, vor allem aber der unerschütterliche Entschluß Deutschlands, bis zum Siege über zu kämpfen, gewürdigt werden. „Das Reich ist unbeflegbar“, stellt die „Gazzetta del Popolo“ an die Spitze ihres Berichtes. Der „Corriere della Sera“ legt besonderen Nachdruck auf den deutschen Anspruch auf Rückgabe seiner Kolonien, während der „Popolo d'Italia“ als Schlagzeile den Satz verkündet: „Deutschland kann nicht geschlagen werden!“ Wie sehr das italienische Volk an dem Kampf für die deutsche Freiheit und die Erfüllung der deutschen Lebensrechte Anteil nimmt, geht wohl am besten aus einem Artikel hervor, den Miliz-general Melchiorri in dem Organ der faschistischen Miliz veröffentlicht. Der Verfasser, der erst kürzlich wieder aus Deutschland zurückkehrte, schildert seine Eindrücke, indem er betont, beim Beginn des sechsten Kriegsmontats sei das deutsche Volk geschlossen, kampfbereit und entschlossener denn je, seine Feinde und vor allem das hochmütige England niederzuzwingen.

Größte Beachtung in Moskau.

Dnb. In Moskauer politischen Kreisen hat die Rede des Führers stärkste Beachtung hervorgerufen. Man sieht in ihr eine neue Bestätigung des unbeirrten Willens, den Deutschland auf gezwungenen Kampf in einem gewaltigen Einsatz aller Kräfte zu einem siegreichen Ende zu führen. Man unterstreicht, daß die Kriegslage sowohl militärisch wie politisch sich in einer für Deutschland sehr vorteilhaften Weise von der Situation während des Weltkrieges unterscheidet.

Madrid: Deutschlands Kampf berechtigt.

Dnb. Die Madrider Presse veröffentlicht die Führerrede ausführlich unter großen Schlagzeilen wie „Das Reich unbeflegbar“ — „Das Reich kann jeder Blockade widerstehen“ — „Wer zur Befreiung der Arbeitslosigkeit im eigenen Lande unfähig ist, ist zum Wiederaufbau Europas nicht befähigt.“

„Diesmal zahlt England die Beche!“

Dr. Ley sprach zu den Betriebsführern des halleischen Industriegebietes.

Dnb. Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, der am Montagmorgen auf seiner Besuchsfahrt zu den schaffenden deutschen Menschen in Halle eintraf, besichtigte am Dienstag verschiedene Großbetriebe des halleischen Industriegebietes. Im Gemeinschaftsraum eines Werkes sprach Dr. Ley über die Ziele, um die es in diesem Kriege geht. Im Mittelpunkt des Aufenthaltes Dr. Ley's im Gau Halle-Merseburg stand am Nachmittag eine Kundgebung im Stadtschützenhaus, an der über 1200 Betriebsführer und Betriebsobmänner der Kriegs- und Lebenswichtigen Betriebe des Gaugebietes sowie die Ortsgruppenleiter und Ortsobmänner teilnahmen.

Hier hielt Dr. Ley eine groß angelegte Rede. Das gewaltige Aufbaugeschäft Adolf Hitlers habe Leid und Mißgunst der plutokratischen Länder erregt, die das Lebensrecht unseres Volkes nicht anerkennen und alle Schätze der Welt für sich

allein beanspruchen wollten. „Wir haben“, so betonte Dr. Ley, „den Krieg nicht gewollt, aber wir werden jetzt, wo unsere wahren Feinde erkannt sind, durch diesen Krieg mit den kapitalistischen Methoden der Plutokratie in der Welt ein für allemal aufräumen.“ Für England schlage die Stunde der Generalabrechnung für all das, was es während seiner Gewaltherrschaft der Menschheit angetan habe. „Wir werden nicht eher ruhen, bis Englands Weltmachtstellung vernichtet ist!“ Es gebe kein neues Leben, ehe die Welt nicht neu verteilt worden sei, aber die Beche werde England bezahlen müssen. In diesem Kriege geht es nicht um eine gewöhnliche Schlacht, sondern um die Vernichtung Englands. Unter größter Aufmerksamkeit sei Adolf Hitler, der die Eigenschaften des wahren Volksführers, des genialen Staatsmannes und größten Feldherrn in einer Person verkörpere.

Kopenhagen: Deutschland blockadefest.

Dnb. Die Kopenhagener Blätter heben in Schlagzeilen vor allem Hitlers feste Zuversicht auf Deutschlands Sieg über seine äußeren Feinde hervor, seine Erklärung, daß Deutschland weder militärisch noch wirtschaftlich geschlagen werden könne, und daß es blockadefest sei.

Auch die schwedischen Blätter betonen, daß Deutschland gegen die Blockade gefest sei. Der norwegische Rundfunk untertrich in seinen ausführlichen Berichten den brausenden Beifall, als der Führer den Unterschied der politischen Führung des Reiches von 1914 und heute betonte. Viele Norweger hörten die Rede mit an, zumal der norwegische Rundfunk sie vorher angekündigt hatte.

Wutgeheul in London.

Dnb. In seiner Rede hatte der Führer u. a. erklärt, Hege und Anfeindungen seien stets das sicherste Anzeichen dafür gewesen, daß die Partei sich auf dem richtigen Wege befand. Wie sehr diese Worte auch heute Gültigkeit haben, zeigte sich schon in der gleichen Stunde als sie gesprochen wurden. Mit einem ohnmächtigen Wutgeheul reagierte man in London auf die Rede des Führers und seine vernichtende Abrechnung mit den Kriegsherrn an der Themse. Ein Wust von Verdrehungen und Verleumdungen, persönlichen Beschimpfungen und Beleidigungen wurden in offiziellen Bemerkungen zu der Führerrede verbreitet, aus denen aber immer wieder die Angst vor der Entschlossenheit und der Einheit des deutschen Volkes und seiner Führung erkennbar wurden.

allein beanspruchen wollten. „Wir haben“, so betonte Dr. Ley, „den Krieg nicht gewollt, aber wir werden jetzt, wo unsere wahren Feinde erkannt sind, durch diesen Krieg mit den kapitalistischen Methoden der Plutokratie in der Welt ein für allemal aufräumen.“ Für England schlage die Stunde der Generalabrechnung für all das, was es während seiner Gewaltherrschaft der Menschheit angetan habe. „Wir werden nicht eher ruhen, bis Englands Weltmachtstellung vernichtet ist!“ Es gebe kein neues Leben, ehe die Welt nicht neu verteilt worden sei, aber die Beche werde England bezahlen müssen. In diesem Kriege geht es nicht um eine gewöhnliche Schlacht, sondern um die Vernichtung Englands. Unter größter Aufmerksamkeit sei Adolf Hitler, der die Eigenschaften des wahren Volksführers, des genialen Staatsmannes und größten Feldherrn in einer Person verkörpere.

Norwegen eine Pistole auf der Brust Englands.

Unverschämte Drohung des ehemaligen englischen Kriegsministers.

Dnb. Der ehemalige englische Kriegsminister Horre Belisha hat es bereits verstanden, sich in die belgische Presse einzuschleichen. Der Brüsseler „Soir“ hält es mit der Neutralität vereinbar, einen Artikel des Juden abzufragen, in dem dieser gegen Norwegen unverschämte Drohungen richtet. Nachdem Horre Belisha den feigen Mordüberfall auf die „Altmark“ als ein „Heldenstück“ der englischen Marine gebührend gefeiert hat, schreibt er triumphierend, das Eindringen des Zerstörers „Cossack“ in den Jörsfjord habe gezeigt, wie wirksam die britische Marine sein könne, wenn Großbritannien Initiative und Entschlossenheit zeige. Ein Blick auf die Karte beweise, daß Norwegen eine der Pforten gegen Großbritannien beherrsche. Der Jude regt sich dann darüber auf, daß Norwegen den deutschen Schiffen die Durchfahrt durch seine territorialen Gewässer gestatte, obwohl vor Ausbruch des Krieges England von Norwegen ausdrücklich gefordert hat, daß die Schifffahrt durch die norwegischen Hoheitsgewässer in keiner Weise beschränkt werden dürfe. Abschließend liest man: „Norwegen ist eine Pistole auf der Brust Großbritanniens. Das britische Volk muß sich sichern.“

Aus diesen Bemerkungen dürfen die Neutralen getroßt schließen, welches Schicksal man ihnen in London zugebach hat. Nachgeben würde nur

weitere englische Unverschämtheiten herausfordern.

Vertrauen in den englischen „Gentleman“ erschüttert.

Dnb. Unter der Überschrift „Begriff Gentleman“ veröffentlicht „Nationen“ eine Zuschrift, in der es heißt, die Völker des Nordens hätten volles Verständnis für dieses Wort, das, von England ausgehend, in der ganzen Welt verbreitet wurde. So seien die Engländer den Männern des Nordens auch lange Zeit als die Personifikation dieses Wortes erschienen. Die eindringlichsten Versuche, uns klar zu machen, daß der englische „Gentleman-Begriff“ eine leere Phrase ist, prallten bisher von uns ab. Jetzt aber hat England sich schuldig gemacht, den Glauben der Kulturstaaten an den Willen und die Fähigkeit Englands zu erschüttern, den Gentleman-Begriff durchzuführen. Die englische Regierung hat ihren Marineschiffen auf einer völlig haltlosen Grundlage den Befehl erteilt, im Innern eines norwegischen Fjordes zum Angriff überzugehen, ohne sich auch nur hinter dem Schein einer Berechtigung hierzu verbergen zu können. Nur ein gütiges Schicksal verhinderte, daß das Leben norwegischer Bürger verloren ging. Das Vertrauen in den englischen Gentleman ist ernstlich erschüttert worden.

De Valera fordert erneut Anschluß Nord-Irlands.

Dnb. Der Präsident des irischen Freistaates, De Valera, gewährte „Herald Tribune“ ein Interview, in dem er erklärte, der Anschluß Nord-Irlands an den Freistaat sei unvermeidlich. Allein die Wiedervereinigung ganz Irlands könne die Beziehungen zu England freundschaftlicher gestalten. Das englische Volk müsse die Schwäche seiner moralischen Lage einsehen. Während es vorziehe, sich für die Rechte kleiner Völker einzusetzen, unterließe es die Verletzung Irlands. De Valera betonte, nichts werde Irland bewegen, von seiner Neutralitätspolitik in diesem Krieg abzuweichen, es sei denn ein feindlicher Einfall.

Dnb. Wie der „Daily Herald“ zu berichten weiß, haben die irischen Nationalisten zu einem neuen Kampfmittel gegriffen. Große Kalksteinsteine auf den Straßen in Belfast, das bekanntlich noch unter der englischen Unterdrückung leidet, kündeten an, daß eine neue Rundfunkstation der irischen Republikanischen Armee im Laufe des Nachmittags mit Sendungen beginnen werde. Zur angekündigten Zeit erklärte der Sprecher des Geheimdienstes, daß die irischen Nationalisten bei dem Überfall auf Valentia 200 Gewehre, 50 Maschinengewehre und viel Munition erobert hätten. Sie zählten ferner einen Brand in der Flugzeugfabrik in Rosford (England) zu ihren Erfolgen.

Schweden will seinen Weg weitergehen.

Dnb. Ministerpräsident Hansson beschäftigte sich in einer Rede mit Schwedens Neutralitätspolitik und seiner Stellung zum russisch-finnischen Konflikt.

Zu Beginn des Krieges der Großmächte habe das schwedische Volk den Wunsch gehabt, das Land vor einer Einbeziehung in den Konflikt zu schützen. Dieser Wunsch habe seinen natürlichen Ausdruck erhalten in der Verkündung des bestimmten Willens Schwedens, die Neutralität zu wahren und zu behaupten. Schwedens Sammlung um die Neutralität habe indessen nichts mit

Kleinmut und Verwechslung zu tun. Sie sei anstelle dessen Ausdruck für den Lebenswillen eines freien und selbständigen Volkes.

Zur Finnlandfrage sagte Hansson, bei Untersuchung der Möglichkeiten, Finnland beizustehen, habe sich gezeigt, daß Einigkeit über eine politische militärische Intervention innerhalb des schwedischen Volkes nicht erzielt werden konnte. Jedoch sei man bereit gewesen, Finnland in dem Maße beizustehen, wie dies mit Rücksicht auf die Lage des eigenen Landes und die eigenen Möglichkeiten geboten erschien. Schwedens Haltung zu dem Konflikt zwischen Rußland und Finnland, so sagte der Ministerpräsident zum Schluß, könne nicht ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit bestimmt werden. Die Gefahr der Einbeziehung Schwedens und des Nordens in den Großmachtkrieg könne nicht abgetan werden als nur eine Hypothese unter vielen.

Der Ministerpräsident brachte schließlich zum Ausdruck, daß Schweden auf dem eingeschlagenen Weg weitergehen und alle Möglichkeiten zur Wahrung der eigenen Freiheit wahrnehmen werde.

Gewaltverbrecher zum Tode verurteilt. Das Sondergericht Stettin (ante am Sonntag in Greifenberg, Verhandelt wurde gegen den 20-jährigen Bruno Schmiedert aus Weidisch-Pröbbernau. Der Angeklagte hatte am 15. Oktober 1939 die 20-jährige Frieda Wendt aus Neustettin überfallen und durch Schuß- und Stichwunden lebensgefährlich verletzt. Nach der Tat ließ er sein Opfer in schwerverletztem Zustand liegen und begab sich feilenruhig nach Hause. Der Angeklagte, der schon mehrfach vorbestraft ist und von seiner Schuld an eine Straftat nach der anderen begangen hat, wurde auf Grund der Verurteilung gegen Gewaltverbrecher zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt.

U.S.M.-Hottenbesuch in Spanien. In Cadix traf am Sonntag eine Division der nordamerikanischen Flotte ein. Sie besteht aus dem Kreuzer „Trenton“ (6000 Tonnen) und den Zerstörern „Dickeyson“ und „Herbert“ und steht unter dem Oberbefehl eines Konteradmirals. Das Geschwader kommt aus Vagos in Portugal zu einem Höflichkeitsbesuch in Spanien.

Der Sprung im Glase

Roman von Sidonie Rudeich-Mierswa.
(Nachdruck verboten.)

Sie räusperte sich und saate langsam mit harter, freundlicher Stimme:

„Wissen Sie, Schwester, etwas müssen Sie aber entscheiden für den Fuß tun, vom bloßen Stillstehen werden die Schmerzen nicht besser. Ich hole Ihnen etwas Arnika aus der Hausapotheke.“

Die ältliche Gelassenheit wirkte wohlthuend auf das aufgeregte Mädchen. Es wurde ruhiger und schien sich plötzlich bewußt zu werden, daß sein Benehmen doch recht sonderbar wirken mußte.

Verlegen richtete sie sich empor, strich sich die zerzausten Blondhaare aus der Stirn und versuchte zu lächeln. Ein Lächeln ohne Wärme und Gefühl war es, wie gefrorenes Laa es auf dem jungen Gesicht und machte es zur starren Maske.

„Verzeihuna, daß ich mich so gehen lasse! Ich glaube aber, meine Nerven sind aana kaputt.“ Nach einer Pause kam es dann auch tonlos von den Lippen: „Ich habe Ihnen noch gar nicht zur Verlobung Ihres Herrn Sohnes gratuliert, andere Frau.“

Ein kaum verständliches Murren, das wohl den Glückwunsch enthielt, folgte.

Eine heiße, zitternde Hand drückte beinahe schmerzhaft die Rechte von Frau Krüger.

„Danke, liebe Schwester! Na, ich bin glücklich, daß mein Werner endlich diesen Schritt getan hat. Ich habe es mir so sehr erwünscht, daß er heiratet. Freilich ist mir diese Verlobung jetzt trotzdem aana überraschend gekommen.“

„Herr Krüger kannte die Dame noch gar nicht?“

Eigentlich wollte Frau Oberamtman gar nichts erzählen, aber wie unter einem zwingenden Druck stehend, tat sie es doch.

„Nein, erst auf der Reise hat er seine Braut kennen gelernt. Sie ist eine junge Studentin. Germanistik studiert sie. Von Maadeburg bis Samburga sind sie im gleichen Reisebüro gefahren dann mit demselben Schiff nach Seeland, und natürlich hatten sie im gleichen Hotel Wohnung

bestellt. Sie ist Waife, hat keine Geschwister. Das ist mir lieb, da wird sie aana mein Tochter werden. Sie stammt aus einer sehr begüterten Familie und ist erst 21 Jahre. Arnold sagt dem Wibe nach müßte sie sehr hübsch und raffia sein. Nun, in 14 Tagen werden wir sie ja sehen. Werner bringt sie gleich mit. Ach —“

Ein heftiges Klopfen an der Tür ließ sie verstummen. Noch ehe jemand „Herein“ gerufen hatte, wurde die Tür aufgerissen und in stichtlicher Eile stürzte eine kleine, knauelrunde Frau im gelben Mantel ins Zimmer. Sie war aana atemlos von ihrem augenleuchtend reichen Lauf in der Stube. In hellen Berlen ließ ihr der Schweiß über das rote, in blühender Gesundheit strobende Gesicht. Sie hielt etwas in der Hand, das sie erschreckt, als sie Frau Krüger sah, in ihrer Tasche verschwinden ließ.

Knirschend kam sie näher. „Guten Morgen, Frau Oberamtman, entschuldigen Sie nur, daß ich so reinkomme. Ich war gerade in unserem Garten und nahm Himbeeren ab, da fuhr Herr Arnold, der Herr Doktor, wollt ich sagen, mit dem Auto vorbei und sah mir zu, die Annemarie hätte sich den Fuß verstaucht. Da wollt ich doch gleich mal sehen, was los ist!“

„Na, was machte denn für Streiche, Kleine?“

Sie küßte die Rechte auf die Stirn und tätschelte ihr die Wangen. „Sofort arohe Schmecken?“

Wortlos nickte das Mädchen.

„Kommen Sie, liebe Frau Bender, setzen Sie sich hierher.“

Frau Krüger stand auf und wies auf den Stuhl am Bett. „Ach will mal was zum Einreiben holen. Nehen Sie mal dem kleinen Trostlopf auf zu. Sie will durchaus nichts für ihren Fuß tun.“

„Will nicht? Sie muß einfach!“ erklärte sehr enerailch Frau Bender. Sie ließ sich aber nicht hin, sondern wartet stehend, bis Frau Krüger das Zimmer verlassen hat.

Raum war die Tür ins Schloß gefallen, so fuhr Annemarie auf:

„Tante, hast Du einen Brief für mich?“

„Ja, da hast'n! Ich bekam vorhin einen schönen Schreck, als ich die Alte bei Dir sitzen sah! Du, Wieae, es ist nur gut, daß der Brief kam, als der Onkel auf dem Felde war. Das hat einen

Mordbefehl gegeben, wenn der Onkel die Sandkiste vom jungen Herrn erkannt hätte. Du weißt doch, was er Dir gesagt hat, als Du ins Schloß zur Klause ankamst? Alle Knochen im Leibe würde er Dir zerhacken, wenn Du Dich nicht dem jungen Herrn einleiest. Mein Gott, wenn er es wüßte, daß Ihr Euch heimlich schreibt! Du, ich muß Dir sagen, mir gefällt das auch nicht!“

Mit flackernden Augen und wogender Brust sah Annemarie da und drehte den Brief in ihren Händen hin und her, ohne ihn zu öffnen.

„Tante, beruhige Dich! Du weißt aana genau, daß es der erste Brief ist, den ich von ihm bekomme, und verlaß Dich darauf — es wird auch der letzte sein! Herr Krüger hat sich mit einer jungen reichen Dame verlobt!“

„Wie? Was? Verlobt hat er sich? Wann, und mit wem? So rede doch nur, Mädel, mache doch kein solches Geheimnis, man könnte sich rein vor Dir fürchten! Na, um Gotteswillen, was laust Du denn da?“

„Ach? Ach?“ Annemarie würgte auf. „Ich aana Körper aucte vor leidenschaftlicher Erregung.“

„Ach? Ach lache darüber!“ Ein Lachen kellte auf, schrill und arell wie von einer Wahnsinnigen und schlug im gleichen Augenblick in Schrecken um.

„Annemarie! Mädchen! Nehus, wenn Dich jemand hört! Komm, fass Dich! Beruhige Dich! Er ist ja gar nicht Deine Kränen wert!“

Sie zog das zitternde, junge Gesicht in ihre Arme, betete den blonden Kopf an ihre Brust und streichelte ihn mit mütterlichen tröstenden Händen.

„So weine doch nur nicht so! Ach, hättest Du doch nur auf mich gehört! Du wollest es ja mir aber nicht glauben, wenn ich Dir sagte, daß er ein Schürzenjäger ist und kein Mädel in Ruhe läßt! Was soll denn nun werden?“

„Was werden soll, weiß ich nicht, aber fort will ich so bald als möglich aus diesem Hause.“

„Still doch, still! Sie kommt zurück. Leg' Dich rasch wieder hin!“

Metolot dränate die Kleine, die Frau das Mädchen am Bett zurück und sank selbst aana atemlos auf den Stuhl.

Mit einer kläglichsten Bezeugung ließ Annemarie den Brief in den Ausschnitt ihres Kleides gleiten, ehe sie sich niederlegte.

„Seute nachmittags komme ich zu Dir, Tante, dann sprechen wir weiter, ach! jetzt!“ küßte sie halbt.

Im nächsten Augenblick schon trat Frau Oberamtman ein und brachte die versprochene Klause Arnika.

Mit einem Schwall überhäufender Dankesworte nahm sie Frau Bender in Empfang und wollte die sich noch immer sträubende Annemarie einreiben.

Da legte sich Frau Krüger ins Mittel. „Lassen Sie doch, Frau Bender, das kann Ihre Rechte doch selbst tun. Ich halte es überhaupt für gut, wir lassen Annemarie jetzt allein! Versuchen Sie ein wenig zu schlafen, liebes Kind, die Ruhe wird Ihnen auch tun. Kommen Sie, liebe Frau Ansbacher, ich muß Ihnen eine arohe Neuigkeit erzählen.“

Ehe sie wußte, wie ihr geschah, stand auch Frau Bender schon draußen auf dem Fluß und wollte sich schier zerreißen vor Staunen und Bewunderung, als ihr Frau Oberamtman allschmerzhaft mitteilte, daß sich ihr ältester Sohn im Seebad mit einem entzückenden jungen Mädchen verlobt habe.

Zu gleicher Zeit las ein verarmtes junges Menschenkind die Worte des Abschiedes, die ein Trennlofer, dem sie Liebe und Ehre aaceben hatte, ihr schrieb:

„Liebes Mädel!“

Nimm tausend Dank für all die Stunden heißen, verheißenen Glüdes, die Du mir aaceben hast. Ich werde sie und Dich nie vergessen. Unsere Liebe war ein süßer, schwüler Frühlingstraum! So schön er auch war, aber er muß zu Ende sein! Ich muß Dir Liebeswohl sagen! Heiraten kann ich ein armes Mädchen nicht. Ich habe arohe Schulden, von denen auch meine Mutter nichts weiß, und die sie auch nicht mit ihrem Vermögen decken könnte. Meine aana Existenz steht auf dem Spiele. Ich muß eine reiche Frau heiraten und habe mich aessen verlobt. Rühre mir nicht. Laß uns als Freunde scheiden. Ich wünsche Dir für Dein kernerer Leben alles Gute. — Noch eine Bitte zum Schluß: Verlaß unter Haus, ehe ich heimkehre. Das Wiedersehen würde für uns beide gleich peinlich sein.

(Fortsetzung folgt.)